

Rezensionen und Referate.

Philosophie.

Die Referenzflächen des Himmels und der Gestirne. Von Dr. Aloys Müller. Bd. 62 von „Die Wissenschaft“, Einzeldarstellungen aus der Naturwissenschaft und der Technik. Herausgegeben von Prof. Dr. Eilhard Wiedemann. Braunschweig 1918, Friedr. Vieweg & Sohn. VIII und 162 S. 20 Abbild. Preis 5,60 *M.*, geb. 7,60 *M.*

Der Begriff der Referenzfläche und auch der Inhalt des Müllerschen Buches selbst rechtfertigen durchaus eine Besprechung in einer philosophischen Zeitschrift. Mit kurzen klaren Sätzen führt Verf. in die Aufgabe ein: es handelt sich darum zu erforschen, wie und warum die meisten Menschen das Himmelsgewölbe als eine Fläche sehen, die im Zenit näher ist als am Horizont, wie und warum Sonne, Mond und Sternbilder in der Nähe des Horizontes durchschnittlich grösser erscheinen als bei kleinerem Zenitabstand. Es handelt sich also zunächst um eine rein psychisch-subjektive Scheinvorstellung, gar nicht um etwas Wirkliches; denn die gekrümmte Himmelsfläche existiert überhaupt nicht. Und zweitens handelt es sich zwar um objektiv existierende Dinge, um Sonne, Mond und Sternabstände, nicht aber um deren wirkliche Grössen. Es handelt sich hierbei aber auch nicht um deren geschätzte Grössen, auch Urteilsgrössen genannt (die geschätzte Grösse ist das Resultat der unbewussten oder bewussten Schätzung einer Wirklichkeitsgrösse an der Hand von Erfahrungsmotiven). Die Wirklichkeitsgrösse und die Urteilsgrösse zielen beide — die erstere durch Messung, die zweite durch Schätzung — auf die objektiven Grössen: Hier haben wir es aber mit gar keiner Beziehung zu dieser objektiven Wirklichkeit zu tun, vielmehr ist das Hauptelement der Referenzflächen ganz ausschliesslich ein psychisch-subjektives Gebilde, dem ein logisch-objektiver Charakter nicht zukommt. Müller nennt dieses Element Sehgrösse (nicht „scheinbare Grösse“, weil dieser Ausdruck auch für die wirklichen Gesichtswinkel gebräuchlich ist).

Aus einem äusseren Grunde noch mag hier eine Besprechung angebracht sein. Denn das letzte Heft dieser Zeitschrift (Bd. 32 S. 403) tritt (im Anschluss an neueste in den „Naturwissenschaften“ mitgeteilte Versuche) für die rein psychologische Erklärung der scheinbaren Gestalt des Himmelsgewölbes ein.

Eine exakte Erfassung des Problems der Referenzflächen haben wir noch nicht. Der Begriff der Referenzfläche ist neueren Datums: er hat sich in Arbeiten mehrerer Forscher aus den Jahren 1901—1909 entwickelt. Durch die

vorliegende Arbeit Müllers wird er von falschen und unnötigen Zutaten befreit und erstmalig reiner und klarer ans Licht gestellt. Der Ausdruck „Referenzfläche“ wurde 1905 von dem Czernowitzer Mathematikprofessor Daublebsky von Sterneck geprägt (Wiener Sitzungsbericht Math.-nat. Kl. 114. Abt. IIa 1905, S. 1702 und 115. Abt. IIa 1906, S. 549 ff.), ist also erst 14 Jahre alt. Sterneck versteht ganz allgemein darunter gewisse ideale Flächen, auf die man gewisse Grössen bezieht (referre, relatio).

Die Hauptelemente der Referenzflächen sind, wie gesagt, die Sehgrössen. Diese sind nach Müller rein psychische Gebilde. Das trifft aber nicht für die Referenzflächen zu. Die Referenzfläche hat logischen Charakter. Sie hat kein psychisches Sein, ist nichts, was sich im Bewusstsein unmittelbar vorfindet, was anschaulich gegeben ist; sie wird nicht empfunden und nicht vorgestellt. Wohl aber hat sie logischen Wert, sie ist ein Denkresultat; und zwar definiert sie Müller als funktionale Beziehung zwischen Sehgrösse und Höhe; oder — indem er (vielleicht dem Worte Referenz-„fläche“ entsprechend?) dem Begriff nachträglich wieder einen anschaulichen Charakter zuschreibt: als geometrische Deutung der funktionalen Beziehung zwischen Sehgrösse und Höhe (61).

Eine unmittelbare Folge dieser Definition ist es, dass es viele Referenzflächen gibt: so dürfen wir unterscheiden die Referenzfläche der Sonne, die Referenzfläche des Mondes, die Referenzfläche der Sterne, die Referenzfläche der Wolken, die Referenzfläche des blauen Himmels, die Referenzfläche des Sternenhimmels, die Referenzfläche des Wolkenhimmels, die Referenzfläche des Dämmerungshimmels, die Referenzfläche der Extinktion des Sternenlichtes, ja sogar die Referenzfläche der Blickrichtung. Diese Unterscheidungen macht Müller zum Teil als erster und weiss ihre Berechtigung durch objektive Verschiedenheiten im Beobachtungsmaterial zu belegen (96, 98, 116, 139). Dieser eigentlich selbstverständliche Weg der empirischen Grundlegung ist ein Vorzug der vorliegenden Arbeit. Müller hat bewusst, so weit als möglich, das gesamte Material an quantitativen Beobachtungen gesammelt und bearbeitet, denn — sagt er im Vorwort — „so ziemlich die meisten Arbeiten zum Problem der Referenzflächen sind Variationen des Themas, wie es sein würde, wenn es so wäre, wie ihre Verfasser es sich denken. Was wir an erster Stelle nötig haben, sind Zahlen, Zahlen und immer wieder Zahlen“.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil behandelt die Bestimmung der Referenzfläche, der zweite Teil die Bedingungen der Referenzfläche.

Die Bestimmung der Referenzfläche erfordert erstens eine mathematische Theorie, zweitens das Beobachtungsmaterial. Beides liefert Müller in prächtiger Uebersichtlichkeit. Die Ergebnisse sind so interessant, dass sie auch hier wiedergegeben seien. Die Referenzfläche des blauen Himmels ist eine Kugelkappe, allerdings nur in erster Annäherung. Die Referenzfläche des Wolkenhimmels ist als die eine Fläche eines zweischaligen Hyperboloids angesehen worden; doch zeigen genauere Beobachtungen, dass der Meridian-Zenit-Horizont einen Wendepunkt besitzt, die Fläche eines zweischaligen Hyperboloids kann also nicht in Frage kommen. Für die Referenzfläche der Wolken, die Müller von der des Wolkenhimmels trennt, hat der Meridian wahrscheinlich wenigstens zwei Wendepunkte über der x-Achse. Eine Kurve mit zwei Wendepunkten über der

x-Achse ist auch der Meridian der Referenzfläche der Sonne und der des Mondes. Die Charakteristik (Verhältnis der Zenithöhe zum Horizontalradius), die Lage der Wendepunkte und die Grössenänderung der Krümmung scheint bei beiden Referenzflächen von der Reinheit der Atmosphäre abzuhängen. Die Referenzfläche des Sternenhimmels trennt Müller von der der Sterne, da der Unterschied in den erhaltenen Werten ebenfalls individuell nicht erklärt werden kann. Die Resultate der Untersuchungen entsprechen denen des Wolkenhimmels und der Wolken; ob der Meridian der Referenzfläche des Sternenhimmels eine Hyperbel ist, erscheint zweifelhaft; für die Referenzfläche der Sterne ist er wahrscheinlich eine Kurve mit zwei Wendepunkten über der x-Achse. In Summa: Die Meridiane der Referenzflächen sind wahrscheinlich immer Kurven mit Wendepunkten und sind deswegen nicht als Kreisbogen, überhaupt nicht als Kurven zweiter Ordnung aufzufassen.

Der zweite Teil über die Bedingungen der Referenzflächen hat das grössere philosophische bzw. psychologische Interesse. Unter Bedingungen der Referenzfläche versteht Müller diejenigen Faktoren, die die Abweichungen der Referenzfläche von einer gewissen idealen Form derselben, etwa der Halbkugel, verursachen. Er teilt diese Bedingungen in drei Gruppen ein: in physikalische, physiologische und psychologische. Physikalische Bedingungen sind die Refraktion und die etwaige Grenzfläche der Staub- und Gasatmosphäre. Unter den physiologischen Bedingungen erörtert Müller zunächst die Vergrösserungen des Netzhautbildes als Folge der Vergrösserung der Pupille, die Abnahme der Sehschärfe beim indirekten Sehen und die Einwirkung der Schwerkraft auf das Auge. Diese drei Bedingungen werden von Müller abgelehnt. Ueber die vierte physiologische Bedingung, die Blickrichtung, handelt er ausführlicher; hier unterliegen die Sehgrössen zweifellos ihrem Einfluss, obwohl alle Faktoren dabei noch nicht herausgestellt zu sein scheinen. Psychologische Bedingungen, die die Form einer Referenzfläche beeinflussen können, sind: die Beziehung zwischen scheinbarer und wirklicher Entfernung und die Beziehung zwischen Sehgrössen und scheinbarer Entfernung (als Ursache der grösseren Entfernung horizontwärts kommen in Frage die Projektionen der Gestirne auf die Fläche des Himmelsgewölbes, die Zwischenmedien, die Lichtschwächung und die Gewöhnung). Weitere psychologische Bedingungen sind die Kontrastwirkung, die Farbe und schliesslich eine gewisse Zusammenfassung der Gestirne mit irdischen Objekten.

Die einzelnen Bedingungen sind mit reichem und gesundem kritischem Blick sorgfältigst behandelt. Die Ergebnisse können wegen der noch vielfach mangelnden quantitativen Durchforschung der Bedingungen (zum Teil sind sie überhaupt nicht erforschbar) nicht als entscheidend angesehen werden; doch lassen sich die Bedingungen einzelner Referenzflächen immerhin mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen. An der Referenzfläche des blauen Himmels z. B. sind vermutlich beteiligt: Blickrichtung, Horizontweite, Sichtweite, Farbe, Helligkeit, Geländebeschaffenheit, Gewöhnung; man kann allerdings noch nicht angeben, welcher Faktor als Hauptfaktor beteiligt ist. Im einzelnen verweisen wir auf die Schrift selbst.

Eine interessante Erklärung für die Art der Referenzfläche der Gestirne und den Wendepunktcharakter ihrer Meridiane gibt Müller in dem Einfluss

des trüben Mediums und dem Uebereinanderlagern der Gas- und Stauba-
sphäre. Zum Schluss entwickelt Müller die Grundlagen einer neuen Theorie,
die er durch die Einführung des Begriffs der Eindringlichkeit des Wahrnehmungs-
komplexes oder der Aufmerksamkeitsrichtung ermöglicht. Die Vorteile liegen,
ausser in einer Verringerung der Vielheit der Horizontbedingungen, in einer
einheitlichen Deutung mehrerer auch schon in der älteren Literatur auftretenden
widersprechenden und ungeklärten Angaben. Die Herausstellung dieses psy-
chischen Faktors führt unmittelbar weiter hinein in rein psychologische Problem-
stellungen,

Vielleicht gelangen wir auf diesem Wege zur Aufdeckung des psycho-
logischen Zusammenhangs zwischen trübem Medium und Sehgrösse oder auch
zur Beantwortung der Fragen nach der psychischen Struktur und dem physio-
logischen Aequivalent der Sehgrösse. Hierher gehören die Untersuchungen
von E. R. Jaensch (Zur Analyse der Gesichtswahrnehmungen [1909], Ueber
die Wahrnehmung des Raumes [1911]), von St. Witasek (Psychologie der
Raumwahrnehmung des Auges [1910]) und W. Blumenfeld (Untersuchungen
über die scheinbare Grösse im Sehraume. Zeitschr. f. Psych. 65 [1913]).

„Wenn die Beobachtungen die Geltung unseres Deutungsprinzips in seinem
weitesten bisher besprochenen Umfange erweisen sollten, dann hat das Problem
der Bedingungen der Referenzflächen die folgende kurze Lösung gefunden:
Artbedingung der Referenzflächen der Gestirne ist der Einfluss des trüben
Mediums der Atmosphäre; wesentliche Horizontbedingung ist die Eindringlich-
keit des Wahrnehmungskomplexes. Wesentliche Art- und Horizontbedingung
der Referenzflächen des blauen Himmels und des Sternenhimmels ist die Ein-
dringlichkeit des Wahrnehmungskomplexes. Bei den Referenzflächen der Wolken
und des Wolkenhimmels wirkt die objektive Charakteristik mit“ (151).

Zum Schluss einige kleine Ausstellungen: Die so wohltuende sachlich-
Kürze der Müllerschen Ausführungen scheint mir hie und da auf Kosten der
Verständlichkeit bewerkstelligt zu sein. So sind mir z. B. aufgefallen S. 3 die
Definition der Referenzflächen der Gestirne, S. 112 die Heranziehung der
Rayleighschen Theorie. Zwei weitere Stellen (S. 8 und S. 112) sind auch
anderen Kritikern bedenklich erschienen, und Müller selbst ergänzt sie treff-
lich in der Hoffmannschen „Zeitschrift für mathematischen und naturwissen-
schaftlichen Unterricht aller Schulgattungen“ (50 [1919] 267—71). Vielleicht
liessen sich in Zukunft solche kurze Andeutungen im Interesse des Lesers ein
wenig näher ausführen. S. 62 Zeile 4 ist ein Druckfehler stehen geblieben.
Doch beeinträchtigen diese Kleinigkeiten in keiner Weise die Müllersche Ar-
beit, die man als ein geradezu vorbildliches Muster strenger, sachlicher, prä-
ziser Kürze, im Bunde mit klarer, übersichtlicher Darstellung eines reichen
Materials bezeichnen darf. Rein wissenschaftlich hat diese Arbeit das Referenz-
flächenproblem auf sicherere Füsse gestellt als bisher und damit einen gang-
baren Zukunftsweg der — allerdings noch fernem — Lösung eröffnet.

Recklinghausen.

Dr. Josef Schnippenkötter.

Naturphilosophie.

Einführung in die Relativitätstheorie. Von W. Bloch. (618. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt.“) Leipzig 1918, Teubner. 100 S. *M.* 1,50.

Die schwierige Aufgabe, allgemeinverständlich in die Relativitätstheorie einzuführen, hat W. Bloch in ganz vorzüglicher Weise gelöst. Es dürfte unter den zahlreichen populären Darstellungen der Einsteinschen Gedanken kaum eine zweite geben, die mit solcher Klarheit die grundlegenden Ideen der neuen Theorie entwickelt.

Das erste Kapitel behandelt die übliche Zeit- und Raummessung. Da die Relativitätstheorie nichts anderes ist, als die Antwort auf die Frage, ob unsere physikalischen Messungen sich auf einen durch die Natur gegebenen Raum und eine der ganzen Welt gemeinsame, gewissermassen an einer Weltuhr ablaufende Zeit beziehen, d. h. ob sie absolute Messungen sind, oder ob sie sich nur auf jeweils durch Verabredung bestimmte Körper und Uhren beziehen, d. h. relativ sind, so wird der Leser zunächst mit der in der Physik üblichen Art bekannt gemacht, Längen, Massen und Zeiten durch passend gewählte Masseinheiten zu messen (7).

Nachdem sodann das Relativitätsprinzip der Mechanik entwickelt ist, das die mechanische Gleichwertigkeit aller gleichförmig geradlinig gegen einander bewegten Koordinatensysteme behauptet, wendet sich der Vf. der Frage zu, ob es möglich ist, das Relativitätsprinzip auch auf die elektrodynamischen Vorgänge auszudehnen. Die Antwort hängt davon ab, ob der Aether, d. h. das Medium, in dem sich diese Vorgänge abspielen, im Raum ruht oder an der Bewegung der Körper teilnimmt.

Ueber das Verhalten des Aethers in bewegten Körpern unterrichten uns zwei berühmte Versuche: der von Fizeau und der von Michelson. Beide sind mit allen erdenkbaren Kautelen angestellt und wiederholt nachgeprüft. Ihr Ergebnis kann, wie es scheint, nicht in Zweifel gezogen werden. Welches ist aber dieses Ergebnis? Aus dem Versuche Fizeaus folgt, dass der Aether von der bewegten Luft nicht mitgeführt wird, aus dem Versuche Michelsons aber folgt, dass der Aether vollständig von der mit der Erde bewegten Luft mitgenommen wird. Wir haben also zwei Versuche, deren Resultate schlechterdings nicht mit einander vereinbar erscheinen, ein Dilemma hat sich ergeben, das nicht ohne Erschütterung der Grundlagen der Physik beseitigt werden kann, der gordische Knoten muss durchhauen werden, zu lösen ist er nicht (42).

Den Schwerthieb führte Albert Einstein. Beim Fizeauversuch befindet sich der Beobachter ausserhalb des bewegten Mediums, beim Michelsonversuch dagegen ist er mitbewegt. Da lässt sich wohl die Frage aufwerfen: Ist denn der Standpunkt des Beobachters gleichgültig für das Ergebnis der Beobachtung, oder ist es nicht vielleicht notwendig, diesem Standpunkt Rechnung zu tragen, und könnte die Unvereinbarkeit der beiden Ergebnisse nicht ihren Grund eben darin haben, dass man es versäumt hat, diese Abhängigkeit vom Beobachter zu berücksichtigen? Diese Frage aufgeworfen zu haben, ist ein wesentliches Verdienst Einsteins, noch grösser aber ist die Leistung, die in der richtigen Beantwortung der Frage liegt (45).

Zur unmittelbaren Vorbereitung auf das Verständnis der Relativitätstheorie wird der Leser mit einer eingehenden Analyse der Raum- und Zeitmessung in bewegten Systemen bekannt gemacht, er lernt die Möglichkeit verstehen, dass die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse, so weit sie physikalisch festgestellt werden kann, eine relative ist, d. h. dass zwei Ereignisse, die in einem System als gleichzeitig erscheinen, von einem relativ dagegen bewegten System aus als nicht gleichzeitig beurteilt werden können.

Nummehr wird der Leser in das eigentliche Gebäude der neuen Theorie eingeführt. Es werden ihm die beiden Grundvoraussetzungen derselben vorgelegt: das Relativitätspostulat, das die volle physikalische Gleichwertigkeit aller geradlinig und gleichförmig gegeneinander bewegten Systeme behauptet, und das Prinzip der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit, welches besagt, dass sich für alle geradlinig und gleichförmig gegen einander bewegten Beobachter das Licht mit derselben konstanten Geschwindigkeit ausbreitet. Aus diesen beiden Voraussetzungen ergeben sich dann mit Leichtigkeit die bekannten Lorentz-Einsteinschen Transformationsgleichungen, aus denen sich wiederum die so paradoxen Sätze über die Kontraktion bewegter Körper, das Verhalten bewegter Uhren sowie die Additionstheorie der Geschwindigkeiten ohne weiteres ableiten lassen.

Dass sich der Vf. mit diesen elementaren Konsequenzen nicht begnügt, sondern noch einige weitere wichtige Folgerungen mitteilt, deren Ableitung ausgedehntere mathematisch-physikalische Kenntnisse voraussetzt, dafür wird ihm der Leser besonderen Dank wissen. Das interessanteste und wichtigste Ergebnis, zu dem die auf dem Boden der Relativitätstheorie aufgebaute Mechanik führt, ist die Aufstellung eines Zusammenhanges zwischen der Trägheit und der Energie eines Körpers. Es folgt nämlich, dass durch Energieaufnahme die Trägheit des Körpers vermehrt wird, ja dass wahrscheinlich alle Trägheit auf Energie beruht. Nimmt man diesen Gedanken an, so ersetzt man die bisherigen zwei Erhaltungssätze der Physik durch einen einzigen: der Satz von der Erhaltung der Masse geht auf im Satz von der Erhaltung der Energie. Man wäre dann imstande, die Gesamtenergie des Körpers festzustellen, da die in anderer Weise unmessbare, im Körper verborgene Energie jetzt durch ihre Trägheit, und zwar sehr genau, bestimmt werden könnte. Die kinetische Energie aber dürfte fernerhin nicht als eine besondere Art der Energie gelten. Sie wäre nur der Ausdruck für die Aenderung, die die Gesamtenergie durch den Bewegungszustand erleidet. Alle Energiearten des Körpers wachsen durch seine Bewegung, und dieser Zuwachs an Energie wird durch die kinetische Energie dargestellt.

Von besonderem Interesse sind noch die Ausführungen Blochs über die philosophische Bedeutung der Relativitätstheorie. Er betont mit Recht, dass der Physiker und der Philosoph mit dem Worte Zeit nicht den nämlichen Begriff verbinden. „Der Physiker versteht unter der Zeit, zu der ein Ereignis stattfindet, die Zahl der periodischen Bewegungen, die eine — Uhr genannte — Vorrichtung bis zum Eintritt des Ereignisses ausgeführt hat, wenn er eine nach Wahl herausgegriffene Bewegung als die nullte festgesetzt hat. Die Zeit ist hier nur gemessene Zeit, nur definiert mit Rücksicht auf physikalische Vorgänge oder mechanische Einrichtungen. Die Zeit ist diejenige veränder-

liche Grösse, die mit Hilfe von Uhren gemessen wird. Nur dass sie Grösse hat, messbar und bestimmbar ist, kommt für die Physik in Betracht, und die Untersuchung darüber, wie sie gemessen wird. Nicht aber interessiert sich die Physik für ihre Qualität und Wesensbeschaffenheit. Diese Untersuchung bleibt der philosophischen Forschung vorbehalten ... Die Zeitbestimmung der Physik besteht in der Konstatierung des raumzeitlichen Zusammenstreffens eines Vorganges mit einer Uhrzeigerstellung. Sie ist also abhängig von dem physikalischen Verhalten der zeitmessenden Vorgänge. Nur die Erfahrung aber vermag uns über dieses Verhalten aufzuklären, nur die Erfahrung vermag uns z. B. über den Zusammenhang verschiedener Zeitmessungen zu unterrichten. Es ist wohl ein Irrtum, wenn man sagt, Einstein habe die Durchführung der Relativitätstheorie durch eine neue Definition der Zeit ermöglicht. Eine neue Definition, das klingt nach so viel und wäre doch so wenig im Vergleich mit dem wirklich Geleisteten. Einstein hat vielmehr zum ersten Mal der Physik zum Bewusstsein gebracht, welche stillschweigenden Voraussetzungen sie macht und stets gemacht hat, wenn sie von der Zeit gesprochen hat, er hat die Zeitmessung — eine rein physikalische Angelegenheit — von Vorurteilen befreit, die sie einem ganz anders gearteten Zeitbegriff entnommen hat. Sicherlich ist dies aber eine Leistung von philosophischer Bedeutung, denn einmal fällt auch auf den von der Philosophie zu erforschenden Begriff der Zeit ein Licht, wenn der physikalische Zeitbegriff klar herausgestellt wird, zweitens aber ist es immer noch für die philosophische Forschung ein fruchtbarer Anstoss gewesen, wenn die Grundlagen und Voraussetzungen irgend einer Wissenschaft von Vorurteilen und Missverständnissen gereinigt worden sind, die dort von altersher erbangesessen waren“ (84).

Diese besonnenen Ausführungen, die zwischen Ueberschätzung und Unterschätzung der philosophischen Bedeutung der neuen Lehre die rechte Mitte halten, dürfen wohl auf allgemeine Zustimmung rechnen.

Mit einem kurzen Rückblick auf die historische Entwicklung der speziellen und einem Ausblick auf die bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniss am 29. Mai 1919 so glänzend bestätigte allgemeine Relativitätstheorie schliesst das Büchlein.

Der Verfasser spricht in dem Vorworte von der hohen Befriedigung, die er immer wieder empfinde, wenn er sich in die Gedankengänge der Einsteinschen Theorie vertiefe. Nicht geringere Befriedigung dürfte der Leser verspüren, der sich von Blochs kundiger Hand in das ebenso reizvolle wie schwierige Gebiet einführen lässt.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Naturphilosophie. Von J. M. Verweyen (Nr. 491 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“). 2. Auflage. Leipzig 1919, Teubner. 16^o, 118 S.

Das Interesse der Naturforscher an philosophischen Fragen ist, wie die Namen Mach, Verworn, Ostwald, Reinke, Haeckel und Haas hinlänglich beweisen, in beständigem Wachstum begriffen. In seiner Weise zur Förderung

dieser erfreulichen Bewegung beizutragen, ist das Ziel, das sich Verweyen in dem vorliegenden Büchlein gesteckt hat.

Naturphilosophie ist nach dem Vf. zunächst die Wissenschaft von der Naturwissenschaft. Wie die Naturwissenschaft die Natur begreift, so begreift die Naturphilosophie die Naturwissenschaft, indem sie durch Analyse der naturwissenschaftlichen Urteile die allgemeinen Geltungsvoraussetzungen derselben aufdeckt und sodann synoptisch die allgemeinen Resultate der Naturwissenschaft zu einer Einheit verbindet und ihr Verhältnis zu Ethik und Religion bestimmt.

Nachdem der Vf. die Stellung der Naturwissenschaft im System der Wissenschaften näher beleuchtet hat (17—24), geht er daran, das Naturerkennen auf seine Voraussetzungen zu untersuchen.

Naturerkenntnis wird bestimmt als die gedankliche Verarbeitung des Wahrnehmungsmaterials (25). Dieses wird gewonnen durch Beobachtung d. h. durch aufmerksames Vergleichen und Unterscheiden der Elemente eines Wahrnehmungskomplexes. Lerne beobachten! heisst der Imperativ, der an jeden werdenden Naturforscher ergeht.

Bei der Verarbeitung des empirischen Materials gehen, wie der Vf. weiter darlegt, Deduktion und Induktion ein enges Bündnis ein. Man sucht vom Einzelnen zum Allgemeinen fortzuschreiten und aus dem Allgemeinen wieder Einzelnes abzuleiten. Nicht selten kommt es vor, dass eine induktiv erkannte Tatsache hinterher als Folgerung aus bereits bekannten Gesetzen deduziert wird. Hatte z. B. Raoult experimentell ermittelt, dass für ein und dasselbe Lösungsmittel die reduzierte Schmelzpunktniedrigung, d. h. jene, die 1 g Substanz zu 100 g Lösungsmittel hinzugefügt, bewirkt, umgekehrt proportional seinem Molekulargewicht ist, so leiteten van 't Hoff und Planck dasselbe Gesetz deduktiv aus der mechanischen Wärmetheorie ab (28).

Bei dieser Arbeit sind Hypothesen unentbehrlich. Newton und Ostwald sind keine grundsätzlichen Hypothesenfeinde, sie verwerfen nur solche Annahmen, die nicht experimentell nachprüfbar sind. Die Scheu vor Hypothesen scheint trotz der Autorität Machs, die so viele Forscher in ihren Bann zog, im Schwinden begriffen (31). Die Hypothesen dürfen keine überflüssigen Elemente enthalten. Sie müssen ökonomischen Charakter haben. Das verlangt schon die alte scholastische Regel: *Entia non sunt multiplicanda sine necessitate*. Wenn man aber nun weiter geht und in der Oekonomie des Denkens oder gar, wie es die Pragmatisten tun, in dem Nutzen das eigentliche Wesen der Wissenschaft sieht, so ist das, wie der Vf. mit Recht betont, nicht zu billigen. Oekonomie erzieht praktisch und theoretisch leicht zur Trägheit. Die Wahrheit ist oft hart. Mancher stirbt an ihr. Das Kriterium des Pragmatismus ist dehnbar wie Wachs. Es verwischt die für ein sauberes Denken unauflösbaren Grenzl意思, die das Gebiet der Sachzusammenhänge von dem der Nutzbeziehungen trennen (33).

Welches sind nun die Voraussetzungen des Naturerkennens? Es sind dies die Aussenwelt realer Naturvorgänge und die Erkennbarkeit realer Naturvorgänge (34).

Verweyen ist überzeugt von dem Dasein ausserbewusster Gegenstände. Wenn dies auch eine metaphysische Annahme ist, so trägt sie doch die Kennzeichen einer echten wissenschaftlichen Hypothese. Der Positivismus, der die

metaphysische Aussenwelt ablehnt, würdigt nicht hinreichend die Funktion des unanschaulichen Denkens in unserem geistigen Haushalt, speziell für die *Setzung* und *Bestimmung* metaphysischer transzendenter Gegenstände (37).

Für die Erkennbarkeit realer Naturvorgänge ist unumgängliche Voraussetzung die Geltung des Kausalprinzips. Unser auf Veränderungen bezogenes wissenschaftliches Denken würde ohne diese Voraussetzung stillstehen. Was die Möglichkeit des Wunders betrifft, so erklärt der Vf., eine solche Annahme verstosse zwar nicht gegen das Kausalprinzip, sei aber unvereinbar mit der „Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze“. Daran schliesst er die wunderliche Bemerkung: Warum die Konstanz, die Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze weniger wunderbar sein soll als ihre gelegentliche Durchbrechung, auf diese Frage sind die Apologeten des übernatürlichen Wunders bis heute die Antwort schuldig geblieben (41). Nachdem der Vf. noch den Versuch Machs und Verworns, den Begriff der Ursache durch den des „Bedingungskomplexes“ zu ersetzen, zurückgewiesen und über die Grenzen und den Wert des Naturerkennens gehandelt hat (48—62), untersucht er im zweiten Teile seiner Schrift das Verhältnis von Leib und Seele und die Natur des Lebens.

Zunächst wendet er dem Dualismus seine Aufmerksamkeit zu, d. h. der „populären Ansicht, welche den Menschen unbedenklich in Leib und Seele zerlegt“. Einen solchen Dualismus findet er bei A. Lehmen, der den „Satz wagt“: „Dass der Mensch aus Leib und Seele besteht, ist eine offenbare Tatsache“. Er findet ihn auch bei Gutberlet, der in seinem Werke „Der Kampf um die Seele“ meint, es sei für jeden Nicht-Materialisten das einzig Konsequente, für die aus dem körperlichen Organismus nicht ableitbaren geistigen Prozesse auch ein besonderes vom Leibe unterschiedenes geistiges Prinzip zu fordern. Aber die Scheu vor einer solchen geistigen Seele sei so stark, dass man lieber allerlei Ausflüchte suche, um einer Seelensubstanz zu entgehen. Der Vf. ist mit Lehmen und Gutberlet nicht einverstanden. Nach seiner Meinung entspringt die Ablehnung des erwähnten Dualismus keineswegs irgend welcher Scheu oder irgend welchen Ausflüchten, sondern zum mindesten beachtenswerten Ueberlegungen. „Gutberlet“, so sagt er, „und die ihm verwandten, vor allem an Aristoteles orientierten Denker halten es für eine Forderung der Vernunft, einen Träger der seelischen Tätigkeiten anzunehmen. Wie es eminent absurd sei, eine Bewegung oder Schwingung ohne ein Bewegtes oder Schwingendes zu denken, so sei es auch absurd, dass Denken und Wollen ohne einen Denkenden und Wollenden auftrete. Kein Vernünftiger hat sich aber jemals zu einer solchen Absurdität verstiegen. Denn das Prinzip der Identität fordert, Denken und Wollen als bestimmte Aeusserungen eines denkenden und wollenden Subjekts zu betrachten, durch das sie überhaupt erst ihr Dasein gewinnen. Fraglich bleibt aber, ob dieses Subjekt eine vom Körper wesensverschiedene „Substanz“ als „Träger“ jener Tätigkeiten bedeutet, ob es ein vom Körperding verschiedenes seelisches Ding ist“ (65).

Warum bleibt dies fraglich? Darauf antwortet der Vf. mit folgender Darstellung: „Vergessen wir einmal alles, was wir an überlieferten Vorstellungen über unseren Gegenstand in uns tragen. Versetzen wir uns einmal in das vorwissenschaftliche Stadium. Was erleben wir da? Doch nichts anderes als gleichsam eine eindimensionale Mannigfaltigkeit von Vorgängen. Wissen wir

in diesem Stadium irgend etwas von dem Gegensatz zwischen seelisch und leiblich? Schlechterdings nichts. Erst die Reflexion auf die unmittelbar vorgefundene Erlebniswirklichkeit führt zu deren Zerlegung in die beiden Reihen des Ausgedehnten und des Unausgedehnten, des Körperlichen und des Geistigen. Hat man aber einmal ein einheitliches Ganzes in solche wesensverschiedene Reihen zerlegt, so ist es natürlich unmöglich, die eine Reihe aus der andern abzuleiten. Man steht vor verschiedenen „Prinzipien“ des Seins. Es genügt jetzt eine Verdinglichung dieser Prinzipien, und der Dualismus der Substanzen ist konstruiert: Körper als Ursache verdinglichter sinnlicher und ausgedehnter Vorgänge, Seele oder Geist als Ursache unsinnlicher und unausgedehnter Vorgänge.

Das ist Verweyens „Theorie des Urerlebnisses“, die nach seiner Meinung für die Seelenfrage von grundlegender Wichtigkeit ist. Was ist von dieser Anschauung, die uns in der neueren Philosophie mehrfach entgegentritt (vgl. H. Münsterberg, Grundzüge der Psychologie I 65 ff.) zu halten?

Verweyen gibt die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit einer begrifflichen Unterscheidung von Leib und Seele zu. Es kann ja auch eine solche Unterscheidung auf keinen Fall als eine Verfälschung des objektiven Sachverhaltes angesehen werden, da mit dem begrifflichen Unterscheiden noch kein realer Unterschied aufgestellt wird. Ob wir uns mit der begrifflichen Unterscheidung begnügen können oder zu der realen fortschreiten müssen, ist eine Frage, die eine besondere Untersuchung erheischt. Zur Annahme der realen Unterscheidung berechtigt uns nun allerdings der Umstand, dass physische und psychische Qualitäten und Vorgänge nicht aus einander abgeleitet werden können, noch nicht. Es kann eine und dieselbe Substanz eine Mehrheit von Eigenschaften oder Vorgängen an sich tragen, die nicht auseinander ableitbar sind. Darum halten wir z. B. den Schluss mancher Scholastiker auf zwei verschiedene Realprinzipien im Körper aus den so verschiedenen und aus einander nicht ableitbaren Erscheinungen der Ausdehnung und Kraft für unberechtigt. Aber in unserem Falle liegt die Sache anders. Psychische Vorgänge sind nicht nur aus physischen nicht ableitbar, sie verlangen auch, weil unausgedehnt, einen unausgedehnten Träger, und physische Vorgänge sind nicht nur aus psychischen nicht ableitbar, sondern sie verlangen, weil ausgedehnt, einen ausgedehnten Träger. So können wir uns mit einer begrifflichen Unterscheidung nicht begnügen, Leib und Seele müssen real verschieden sein. Allerdings müssen sie auch wieder zu einer Natur vereinigt sein. Das verlangt das „Urerlebnis“ Verweyens, worin wir demselben Ich Körperliches und Geistiges zuschreiben. Aber damit fallen wir nicht in die eben überwundene Schwierigkeit zurück, denn Leib und Seele sind nicht Eigenschaften oder Vorgänge der einheitlichen Menschennatur, sondern substanziale Komponenten, aus denen sie sich zusammensetzt. Dass aus diesen Komponenten eine Natur werden kann, darin liegt keine Unmöglichkeit, wenn auch das Wie der Vereinigung schwer zu bestimmen ist.

Nach der „Widerlegung des Dualismus“ wendet sich der Vf. gegen den Materialismus und Spiritualismus, um sich schliesslich der durch die Theorie des Urerlebnisses von allen Schwierigkeiten befreiten Identitätslehre anzuschliessen.

Was die Entstehung des Lebens angeht, so kennt der Vf. nur zwei Möglichkeiten, die ernstlich in Betracht kommen: entweder ist das erste Leben auf Erden durch Urzeugung entstanden, oder es sind Lebenskeime von andern Himmelskörpern auf die Erde herabgekommen. Schöpfung annehmen, das hiesse dem Naturforscher statt des Brotes wirklicher Erklärung den Stein eines Wunders bieten. In dem Streite der Vitalisten und Mechanisten nimmt er keine entschiedene Stellung, er begnügt sich mit der Behauptung: Wie sich auch das Schicksal des Vitalismus gestalten mag, finale und kausale Betrachtungsweise ergänzen und vertiefen sich gegenseitig (113).

Zum Schlusse spricht der Vf. von „Monismus und Dualismus in der Naturphilosophie“. Der extreme Monismus ist nicht nach seinem Geschmacke. Dieser verkennt die Natur des Menschen, den Dualismus in seinem Innern dessen Ueberwindung die Aufgabe des sittlichen Lebens bedeutet. Vielmehr ist er dem kritischen Monismus zugetan, der kritisch gereinigte dualistische, ja pluralistische Elemente in sich aufnimmt. „Ob ein solcher kritischer Monismus sich gegenüber Pseudomonismen aller Art behaupten wird, das wird die Schicksalsfrage der monistischen Organisation sein als eines seiner Idee nach international gerichteten Kulturbundes“ (118).

Die Darstellung ist klar, leidet aber an einer gewissen Unbestimmtheit; so dass es nicht immer leicht ist, des Verfassers eigentliche Meinung festzustellen.

Den im ersten Teile entwickelten erkenntnistheoretischen Ideen können wir im allgemeinen zustimmen, seine Seelenlehre aber und die damit zusammenhängenden Anschauungen müssen wir aus dem oben dargelegten Grunde für irrig halten.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Experimentelle Psychologie.

Einführung in die experimentelle Psychologie. Von N. Braunschhausen (484. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“)². Mit 17 Abbildungen im Text. 117 S. Verlag von Teubner in Leipzig. M 2,—, dazu Teuerungszuschlag.

Für die Einführung in die experimentelle Psychologie gibt das Büchlein eine gedrängte Uebersicht über das ganze Gebiet der in Frage kommenden Untersuchungen unter dem Gesichtspunkt, die Entwicklung und Arbeitsweise wie die wesentlichen Probleme dieser Wissenschaft in klaren Grundlinien klarzulegen und so den heutigen Stand der Ergebnisse zu umgrenzen, die Möglichkeiten der Weiterforschung anzudeuten und an Hand gut ausgewählter Literaturhinweise zu tiefer eindringendem Verständnis anzuregen.

Ohne sich auf systematische Einteilung des ganzen Gebietes näher einzulassen, gibt der Verfasser, nach knapper geschichtlicher Einleitung und Besprechung der Methoden, eine übersichtliche Darstellung der einzelnen Teilgebiete mit gleichzeitiger Erläuterung der in Frage kommenden experimentellen Versuche. So werden eingehend behandelt: Empfindung, Perception und Apper-

zeption, Vorstellung, Assoziation, Psychoanalyse, Gedächtnis, Aussage, Phantasie, Aufmerksamkeit, Denkvorgänge, Intelligenzprüfung, Ermüdung, Gefühl, Wille usw. Ueberall ist die bestimmende Literatur angegeben (eine Verbesserung gegenüber der 1. Auflage) und zum Teil mit charakterisierenden Stichworten versehen. Zu beanstanden ist der Abschnitt „Hilfsquellen der experimentellen Psychologie“ (11–15), da die gebotene Aufzählung nicht den Umfang der Ueberschrift erschöpft, und zwischen „reiner“ und „angewandter“ Psychologie zu trennen ist. So ist z. B. in der Kinderpsychologie das Verhältnis zur experimentellen Pädagogik im wesentlichen doch so, dass gerade die genaueren wissenschaftlichen Methoden von der Psychologie gewonnen und dann in der Pädagogik zur Anwendung gebracht werden, wobei die in der Praxis sichtbar werdenden Fehler wieder zur Klärung der psychologischen Forschung führen können. Die Kinderpsychologie ist ein wesentlicher Teil der allgemeinen Psychologie und nur in sehr nebensächlichem Sinne eine Hilfsquelle derselben im Gegensatz etwa zur Psychopathologie. Mir scheint, da dieser Abschnitt für den Zweck der „Einführung“ nicht wesentlich ist, dass das Büchlein noch weiter gewinnen würde durch starke Kürzung dieses Kapitels (oder auch Ausfall) und etwas mehr Ausführlichkeit an anderen Stellen.

Denn für den, der sich in der experimentellen Psychologie auskennt, ist die überaus inhaltsreiche, oft nur andeutungsweise gegebene Darstellung eine zwar knappe, aber überall hineinleuchtende Zusammenfassung des vorhandenen Wissensstoffes; aber als Einführung für weitere Kreise, die experimentell-psychologisch nicht eingehend vorbereitet sind, sind einzelne Teile der Darstellung entschieden zu gedrängt, um für den Anfänger bzw. Nichtfachmann ohne weiteres völlig verständlich zu sein, und darum etwas breiter zu behandeln. Um nur eine Stelle herauszugreifen: Die Schlussseiten des Abschnittes über die Denkvorgänge. Hier kommt die Darstellung in Konflikt mit der selbstgewählten Beschränkung auf eine „Einführung, um dem gebildeten Laien Verständnis und Urteil (!) zu ermöglichen“. Im Zusammenhang hiermit sei ein Hinweis darauf gestattet, dass die begriffliche Bestimmung der seelischen Vorgänge und ihrer Unterschiede und Grenzen (man vgl. etwa Empfindung, Vorstellung, Apperzeption usw.) in der Psychologie immer noch stark individuell ist, d. h. nicht allgemein anerkannt. Persönlich erscheinen mir, um das vorweg ausdrücklich zu betonen, die vom Verfasser gewählten Erklärungen für eine „Einführung“ glücklich gewählt und einleuchtend begründet; aber um so schärfer ist hervorzuheben, dass diese Auffassungen zum Teil rein persönlicher Art sind, die als solche zu charakterisieren gegenüber der keineswegs voraussetzenden kritischen Uebersicht des Nichtfachmanns (Zweck der Einführung!) gerade heute geboten ist, weil so viele noch nicht zureichend vorgebildete Leser sich diesen Fragen zuwenden. Das verhütet auf der einen Seite Unklarheit über den heutigen Stand dieser Forschungen und mehr noch auf der andern Seite voreilige Verallgemeinerung und unvorsichtig kritiklose Ueberschätzung der bisherigen Ergebnisse.

Diese Erwägungen sowie die neuesten Fortschritte (Lindworsky, Piorowski, Moede, Stern, Rupp, Pauli u. a.) seien der nächsten Bearbeitung nahegelegt. Als Ganzes betrachtet ist diese „Einführung“ gut und die Darstellung des schwierigen Stoffs auf dem richtigen Wege. Die Wiedergabe

der beigefügten Abbildungen ist sehr anschaulich und klug auf die gebräuchlichsten Apparate beschränkt.

Wattenscheid.

Dr. J. Weber.

Psychologie.

Die Psychoanalyse als Seelenproblem und Lebensrichtung.

Von P. J. B. Egger O. S. B. 75 S. Sarnen 1919, L. Ehrl.

Der Name Psychoanalyse oder Psychanalyse stammt von dem Wiener Nervenarzt Sigmund Freud, bezeichnet aber das Wesen dieser neuen Wissenschaft und Praxis nur sehr allgemein. Genauer bestimmt ihr Wesen und Ziel Pfister „Die Herstellung der völligen Selbstherrschaft des bewussten Geistes gegenüber der Tyrannei des Unbewussten, die Aufhebung der inneren Zerklüftung in ein bewusstes und ein von ihm abgespaltetes, ihm entgegenarbeitendes, unbewusstes Seelenleben, die innere Freiheit des nach Vernunft, Gewissen und Liebe bestimmenden Geistes, die Harmonie der in zwei oft feindselig getrennten Reiche des Innenlebens, die Befreiung von den durch peinliche Erlebnisse geschaffenen Fesseln der Vergangenheit, die Aufhebung des unbewussten, zwangsmässigen Anachronismus, nach dem man die Gegenwart behandelt, der Ersatz der Passivität des Bewusstseins, die in jeder Beherrschung durch das Unbewusste liegt, durch seine Aktivität“¹⁾.

Die Psychoanalyse ist also eine Heilmethode, welche Seelenleiden zu heilen verspricht. Sie analysiert den gegenwärtigen Seelenzustand des Patienten, indem sie ihn durch Kunstgriffe veranlasst, den Ursprung des Seelenleidens, der bereits aus dem Bewusstsein verdrängt wurde, zu offenbaren, womit dann der Anhalt zur Heilung gegeben ist.

Man sollte meinen, eine so löbliche Bestrebung würde allgemein mit Freuden aufgenommen; aber gerade umgekehrt, es wird von den Fachpsychologen die Psychoanalyse ziemlich allgemein abgelehnt oder ganz ignoriert. Das kommt wohl zum grossen Teil daher, dass der Begründer der Psychoanalyse, Freud, sie ganz einseitig auf das erotische Gebiet beschränkte, und seine Anhänger noch tiefer in den Schmutz herabstiegen. Nach ihnen beherrscht der Geschlechtstrieb das ganze Seelenleben, schon des Kindes, und zwar sexuell und polymorph pervers. Sie sprechen von Autoerotik, Koprophilie, Anal- und Urethalerotik, von Masochismus und Sadismus des Kindes, von erogenen Zonen, von Masturbation, Homosexualität usw. Der Geschlechtstrieb des Kindes ist inzestuös: der Knabe liebt die Mutter, das Mädchen den Vater. Die Sexualität des Kindes ist der Ausgangspunkt aller Neurosen, kurz die Psychologie ist Pansexualismus. Von einem solchen Treiben muss psychologische Wissenschaft sich mit Ekel abwenden.

Indes soweit gehen nicht alle Psychoanalytiker, sie haben wesentliche Verbesserungen an der neuen Psychologie vorgenommen, und die einseitige Erotik fallen lassen. Besonders hat sich die Züricher Schule um die Entwicklung und Verbesserung der Psychoanalyse verdient gemacht: an die Stelle der Erotik setzte

¹⁾ Wahrheit und Schönheit in der Psychoanalyse (1918) 131.

sie die Affektivität. Sie nähert sich auch der experimentellen Psychologie, indem sie das Assoziationsexperiment zur Erforschung des Unbewussten einführte. Verfasser vorstehender Schrift gibt eine kurze Uebersicht über die Entwicklung der Psychoanalyse, welche zu einem besseren Verständnis derselben führt.

Ein Freund Freuds, Dr. Breuer, kam wie zufällig auf die Psychoanalyse. Eine Hysterische sprach in ihrer Absenz einige verworrene Worte. Er versetzte sie in Hypnose und sprach ihr jene Worte vor, und reproduzierte nun den ganzen Zusammenhang ihrer Phantasien, die der Situation eines Mädchens am Krankenbette ihres Vaters entsprachen. Hatte sie eine Anzahl solcher Phantasien erzählt, so war sie wie befreit und normal. Wenn wieder Absenz eintrat, wurde sie auf dieselbe Weise geheilt. Wirklich war die Krankheit durch die Pflege des kranken Vaters herbeigeführt worden. Auf diese Weise wurden die Erinnerungen an die Entstehung der hysterischen Leiden geweckt und zugleich die Heilung herbeigeführt. Freud gelang es aber auch, nach der Hypnose die Erinnerungen zu erfahren. Wenn die Patienten auch behaupteten, nichts mehr aus dem somnambulen Zustande zu wissen, versicherte er, sie wüssten es doch, und richtig teilten sie die Erinnerungen mit. Daraus schloss Freud, dass ein Widerstand gegen die Erinnerung diese erschwert. Dieser Widerstand muss auch die pathogenen Erlebnisse aus dem Bewusstsein „verdrängt“ haben. Widerstand und Verdrängung sind korrelative Begriffe. Es war ein Wunsch aufgetaucht, der zu anderen Wünschen im Gegensatz stand. Die Unverträglichkeit des Wunsches mit dem Ich ist das Motiv der Verdrängung. Aber nicht immer gelingt die Verdrängung, im Unbewussten bleibt sie fortbestehen und lauert auf eine Gelegenheit, sich zu aktivieren; unterdessen schiebt sie für das Verdrängte eine enstelte Ersatzbildung ins Bewusstsein, an welche sich bald dieselbe Unlust knüpft, die man durch die Verdrängung sich ersparen wollte. Diese Ersatzbildung, das „Symptom“, wird nun vom Ich nicht mehr angegriffen, aber an die Stelle eines kurzen Konfliktes tritt nun ein dauerndes Leiden: Manchmal wird der Wunsch auf ein höheres Ziel gerichtet, er wird „sublimiert“.

Wenn das Drängen zum Mitteilen beim Patienten nicht wirkt, wendet Freud die Züricher Komplextheorie an. Wenn der Neurotiker auch nur eine Vorstellung eines Komplexes verrät, so wird er nach wiederholtem Ausfragen bzw. Abhören seiner zufälligen Einfälle schliesslich auch die anderen zum Komplex gehörigen ausplaudern. Das Abhören der freien Einfälle des Patienten nennt Freud die „psychoanalytische Hauptregel“.

Jung¹⁾ hat das Assoziationsexperiment ausgebildet, das von der experimentellen Psychologie bereits zur Aufdeckung von Verbrechen verwandt wird. Man lässt die Versuchsperson auf Worte, welche mit dem Verbrechen zusammenhängendes bezeichnen, reagieren. Nun kann man bei der Nennung des Verbrechens bestimmte Veränderungen am Prüfling beobachten, wodurch er sich selbst verrät.

Ein wichtiges technisches Hilfsmittel ist die „Uebertragung“. Alles, was das Leben des Analysanden verweigert, abgelehnt, verstümmelt und fixiert hat, belebt sich durch das Vertrauen, das er in den Arzt setzt, betätigt sich

¹⁾ Diagnostische Assoziationsstudien (1906),

wieder und überträgt sich von selbst auf die Person des Arztes. Die Liebes-, Zorn- und Hassgefühle beziehen sich auf dessen Person. Daraus ergibt sich eine wichtige Aufgabe für den Analysator, er muss ein tadelloser Mann sein. Freud fand auch hierin ein erotisches Verhältnis.

Die grösste Bedeutung legen die **Psychoanalytiker** dem Traum bei. Freud nennt die Traumdeutung die *via regia* zur Erforschung des Unbewussten, die sicherste Grundlage der Psychoanalyse. „Wenn ich gefragt werde, wie man Psychoanalytiker werden kann, so antworte ich: durch das Studium seiner eigenen Träume“. Die Kinder träumen immer die Erfüllung von Wünschen, die der Tag vorher in ihnen erweckt und nicht befriedigt hat. Auch die Träume der Erwachsenen sind nur Erfüllungen von Wunschregungen, die ihnen der Traumtag gebracht hat. Wenn aber die Erwachsenen keine Wunscherfüllung in ihren Träumen erkennen können, so hat der Trauminhalt eine Entstellung erfahren, wie sie auch bei der Bildung hysterischer Symptome beobachtet wird. Darum unterscheiden sie einen latenten Trauminhalt von dem manifesten.

Wenn Freud glaubt, durch das Studium der eigenen Träume müsse man Psychoanalytiker werden, so werde ich dagegen durch meine eigenen Träume genötigt, den Grundgedanken der Psychoanalyse zu verwerfen. Meine Träume sind keine Wunscherfüllungen, sondern das gerade Gegenteil. Mit sehr seltenen Ausnahmen ist der Gegenstand meiner Träume etwas sehr Unangenehmes. Von den Verlegenheiten im Examen, welche ja einen Gemeinplatz im Reiche der Träume bilden, will ich gar nicht reden. Aber vielfach habe ich die Stunde geschwänzt, kann die Bücher nicht finden, die ich für den Unterricht nötig habe, habe mich nicht vorbereitet. Sehr häufig soll ich eine Predigt oder eine sonstige Rede halten, und bin nicht vorbereitet, kann mein Manuskript nicht finden. Ich soll zelebrieren, und bin nicht mehr nüchtern. Beim Zelebrieren kommen mir alle möglichen Verlegenheiten: ich kann das Messformular nicht finden usw. Sehr häufig will ich abreisen, und habe die grösste Mühe, alle meine Sachen zusammenzubekommen und einzupacken. Ich reise mit Bekannten und auf einmal habe ich sie verloren, kann sie nicht wieder finden. In einem weitläufigen Gebäude suche ich vergebens einen Ausgang. Ich habe schweren Streit mit Bekannten, mache ihnen übertriebene Vorwürfe, selbst geliebten Personen. Im Traume rezitiere ich Stücke aus dem Brevier, was mir sehr unangenehm ist, weil dadurch mein Kopf angegriffen wird. Ich beschäftige mich mühsam mit Problemen, die ich am Tage nicht lösen konnte, ohne Erfolg. Je mehr mir der Kopf durch dieselben angegriffen wurde, um so schwerer und wideriger sind die Träume. In grosser Angst muss ich auf einem schmalen Steg über einen Fluss setzen. Ich gerate auf meinem Wege zu Gewässern, die ich nicht durchschwimmen kann usw. Wünsche des wachen Lebens werden nicht erfüllt, sondern werden wie zum Chikanieren ins Gegenteil verkehrt. Das tollste Zeug, das einem im wachen Zustande nie in den Sinn gekommen ist, treibt sein neckisches Spiel mit dem Schlafenden. Nach sehr schwerer Kopfanstrengung träumte ich, ich solle hingerichtet werden, was mir eine entsetzliche Angst bereitete, ein anderes mal, ich ginge ganz in Flammen auf, ein anderes mal, ich versänke ins Nichts usw.

Sind das Wunscherfüllungen? Es ist ja ganz klar, dass die Träume von körperlichen Zuständen beeinflusst werden: körperliche Unordnung wird sym-

bolisch in eine Verlegenheit von der Phantasie umgesetzt. Handgreiflich zeigt sich dies in der Verlegenheit, unbedeutend zu erscheinen, wenn die Bettdecke sich verschoben hat; Störungen im Verdauungs- und Ernährungssystem erzeugen darauf bezügliche Träume u. a. Meine Träume sind häufig zweiteilig: das erkläre ich mir daraus, dass ich in den beiden Körperhälften verschiedene Leiden habe. Die Ausflucht der Psychoanalytiker, dass man auch latente Träume haben könne, gibt keine Erklärung, denn wenn der Traum auch entsetzt, so kann er doch nicht die Sache ins Gegenteil verkehren.

Egger führt noch weitere Gründe gegen die Traumdeutung der Psychoanalytiker an, wie er überhaupt eine scharfe Kritik übt an dem ganzen System. In dem zweiten Teile seiner Schrift unterlässt er es aber auch nicht, das Wahre an der Psychoanalyse hervorzubeben. Er bemerkt mit Recht, dass es ein Bedürfnis des menschlichen Herzens ist, durch eine freie Aussprache sich zu erleichtern. Nun will aber diese Praxis durch eine „talking cure“, Sprachkur, von Unruhe und Angst befreien. Als Heilmittel lässt er sie gelten, aber nicht als die eigentliche wahre Psychologie, wofür sie ihre Anhänger ausgeben, als die neue Grundlage für Pädagogik, Pastoral, Kriminalstatistik und Medizin. Sie bietet ein Gegengewicht gegen die einseitige experimentelle Psychologie. Beide brauchen sich nicht so heftig zu bekämpfen, wie sie es leider tun. Die experimentelle Psychologie steht in freundschaftlichstem Verhältnisse zur Psychiatrie, die Psychoanalyse verfolgt aber denselben Zweck wie die Psychiatrie. Es sind zwar nicht eigentliche Geisteskranke, welche sie kurieren will, aber doch solche, welche auch seelisch geschädigt sind und leicht in geistige Umnachtung verfallen können.

Dass sie aber auch auf Gesunde, ja selbst auf die unschuldigen Kinder ihren Pansexualismus ausdehnen, ist unverzeihlich. Sehr scharf wendet sich der Vf. gegen diese Seite der Psychoanalyse.

Alle Perversitäten, welche das moderne Sexualleben aufzuweisen hat, werden so in die unschuldige Kinderseele hineingetragen . . . Den Himmel der Kinderseele wenden die Psychoanalytiker in eine Hölle um; die unschuldigen Kinderaugen, aus denen bisher Friede und Seligkeit gesprochen, sollen nur mehr der Ausdruck unnatürlicher geschlechtlicher Regungen sein, schon in den Kinderaugen soll das Feuer der Wollust brennen . . . Gegen eine solche gemeine Erniedrigung des Kindes brauchen nicht erst ernste Männer der Wissenschaft und pädagogische Kongresse zu protestieren, wie es tatsächlich wiederholt geschehen ist: Der nachdrucksvollste Protest sind die unschuldsvollen Kinderaugen, die in die Seele eines jeden Menschen Glück und Frieden spielen.

Das ärgste Verbrechen begeht aber die Psychoanalyse mit dieser Schändung der Kindesseele noch nicht. Denn das Kind weiss nichts von dem, was ihm zugeschrieben wird. Aber nun kommen die Psychoanalytiker und reissen mit rauher Hand den Schleier hinweg, der dem ahnungslosen Kinde die elementaren geschlechtlichen Gewalten verhüllte. . . . Unter dem Vorwand, das Kind in seinem späteren geschlechtlichen Leben vor Perversitäten zu schützen, klären sie es in geschlechtlichen Dingen auf in einer Art und Weise, dass man von einer eigentlichen Verführung des Kindes zum Laster sprechen kann.

Das Ergebnis der Kritik des ganzen Systems fasst der Vf. am Schlusse zusammen: „Was die Psychoanalyse Wahres bietet, ist nicht neu, sondern

urales Gut der traditionellen Philosophie, weil in der menschlichen Natur selbst begründet. Was sie Neues bietet, ist grösstenteils nicht wahr, und das wenige Wahre bedarf noch sehr der Klärung und Sichtung. Die Psychoanalyse hätte das Gebiet der Medizin, auf dem sie erwachsen ist, nie verlassen sollen, denn das ist ihre ureigenste Domäne, auf der sie Aussicht hat, in Verbindung mit anderen Methoden befruchtend zu wirken. Auf dem Gebiete der Pädagogik, Ethik und Pastoral vermag die Psychoanalyse höchstens anregend zu wirken, indem sie uns lehr', tiefer ins Seelenleben einzudringen und die Wurzeln des seelischen Schaffens blosszulegen. Materiell aber ist die Psychoanalyse unfruchtbar, ja wirkt zerstörend, indem sie mit ihrem seichten Rationalismus den drei genannten Disziplinen die Lebensquellen abgräbt, die nur aus dem segenspendenden Erdreich des christlichen Idealismus sprudeln. Auf psychologischem Gebiete ist sie eine Apologie der traditionellen Seelenlehre gegenüber den neueren psychologischen Irrungen und Irrlehren. Auf religiösem Gebiete ist sie eine glänzende Rechtfertigung der Beicht, die sie aber nicht im entferntesten zu ersetzen vermag“ (74 f.).

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Von Wilhelm Wundt. 6., neubearbeitete Auflage. Mit 53 Figuren im Text. 8°. XVI und 579 S. Leipzig 1919, Leopold Voss.

Seit der ersten Auflage (1863) hat dieses vielgerühmte Werk Wundts eine stetige Erweiterung und Verbesserung erfahren. Die zum Teil übelwollende Kritik hat ihm am Anfang kein sehr günstiges Prognostikon gestellt, und tatsächlich währte es fast ein Menschenalter, bis eine zweite Auflage notwendig wurde (1892). Es spiegelt in einem gewissen Grade die Entwicklung seines Verfassers, und da dieser neben Weber und G. Th. Fechner als der hauptsächlichste Mitschöpfer der experimentellen Psychologie anzusehen ist, bildet dieses Buch entschieden auch für die Geschichte der neueren psychologischen Wissenschaft ein wichtiges Zeugnis. Wundt blieb sich wohl bewusst, dass er mit seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele“ ein „populäres Werk“ (XI) schreiben wollte; darnach bemass er die im Laufe der Zeit erforderlich gewordenen Aenderungen im Grossen und Ganzen mit glücklichem Griff, nachdem einmal die Stoffauswahl und Stoffverteilung festgesetzt war. Ob er freilich hiermit immer dem Zweck des Buches gerecht wurde, erscheint fraglich; doch ist es Sache des Autors, darin nach eigenem Ermessen vorzugehen, zumal er ja keineswegs die Absicht verfolgte, ein Lehrbuch der Menschen- und Tierpsychologie zu bieten. Wundt schreibt über seine eigene Haltung zur jetzigen Gestalt seines Buches: Der Verfasser „ist jeden Augenblick geneigt, sich selbst in die Rede zu fallen und den mangelhaften Ausdruck richtig zu stellen; und dann wieder ist er von der Sicherheit überrascht, mit der er,

unvollkommen zwar, aber doch im wesentlichen zutreffend, die Dinge gesehen hat. Kommt nun hinzu, dass bei alledem immerhin das Neue, das einem Menschen während eines langen Lebens aus Zeit und Umgebung zufließt, an geeigneter Stelle seinen Platz findet, so ist es nicht zu verwundern, wenn schliesslich ein Buch wie das vorliegende als ein ziemlich buntes Gemenge von Altem und Neuem erscheint, das sein Verfasser trotzdem fast wider Willen als sein Eigentum anerkennen muss, wenn es auch niemals in der Form, in der es in dieser letzten Auflage vorliegt, entstanden ist“ (X). Wundt führt selbst als treffenden Beleg dazu seine Darstellung des Weberschen Gesetzes an. Für die Geschichte seiner Deutung und seiner allmählichen Erweiterung zum Ausdruck der allgemeinsten Relativität der Empfindungen ist dieses Werk besonders interessant und wichtig. Den sicheren Blick Wundts in diesem Problem und in einer Reihe grundlegender anderer Fragen, namentlich der Empfindungslehre, ausdrücklich hervorzuheben und anzuerkennen, ist überflüssig. Es kann hier auch nicht darauf ankommen, im einzelnen über den Inhalt des Werkes zu berichten und dazu kritische Bemerkungen zu machen. Ich begnüge mich mit einigen, mir bedeutungsvoll erscheinenden Punkten.

Ich bedauere es vor allem, dass die Behandlung der tierpsychologischen Probleme im Vergleich zur Darstellung des menschlichen Seelenlebens vielleicht doch etwas zu kurz ausgefallen ist. Jeder Klardenkende wird Wundts Ansicht teilen, dass Tierpsychologie nur von Menschenpsychologie her verständlich ist, und er wird deshalb auch die Hauptfragen der Menschenpsychologie nicht bloss voraus, sondern auch umfänglicher erörtert wissen wollen. Immerhin scheint mir Wundt — ebenso seiner Neigung wie seinem überragenden Wissen nachgebend — die Tierpsychologie etwas verkümmert zu haben. Es mochte ihm füglicherweise ungeliegen sein, den weitaus grössten Teil des tierpsychologischen Materials nicht seinen eigenen Studien entnehmen zu können und durch die Zweifel an der Sachlichkeit so mancher Berichte in der Verarbeitung gehindert zu sein. Zudem kann ich nicht verhehlen, dass gerade modernste Probleme der Tierpsychologie — gar nicht zu reden von den „gelehrten“ Pferden und Hunden, die tatsächlich auch etwas zu wenig beachtet werden — kaum angemerkt sind; z. B. die Köhlerschen Beobachtungen und Deutungen des höheren Seelenlebens der Affen. Wundt nimmt in der Wertung der Leistungen von psychisch hochentwickelten Tieren einen gemässigten Standpunkt ein. Er verwirft die Intelligenz- und ebenso die reine Reflextheorie; der Instinkttheorie ist er auch nicht hold, obwohl er ihr gerecht zu werden sucht. Man freut sich dabei der objektiven (wenn auch etwas spärlichen) Würdigung der Forschungen Wasmanns. Was Wundt selbst zur Erklärung der tierischen Seelentätigkeiten vorschlägt, sein Hinweis auf die Verbindung des Physischen und des Psychischen ist in seiner beanspruchten Eigenart nicht verständlich und lässt meines Erachtens die alten Rätsel bestehen.

Es wird doch keinen anderen Ausweg geben als den einer richtig angewandten Instinkttheorie. Dem Instinkt, seiner Ausbildung und Vererbung widmet unser Verfasser übrigens eine ziemlich ausgebreitete Untersuchung. In ihr jedoch wie in den sonst diesen Gegenstand streifenden Erörterungen kommt der Kernunterschied zwischen menschlichem und tierischem Seelenleben nicht zum Durchbruch. Wundt will von der nach Menschenart aufgefassten „Intelligenz“ der Tiere nichts wissen und leitet die sogenannten Intelligenzáusserungen derselben aus „verhältnismässig einfachen Assoziationen“ (461) ab. Dagegen bejaht er mit Entschiedenheit die Frage, ob die Schranke zwischen Tier und Mensch jemals überschritten werden könne. Seine Argumentation hat etwas Bestechendes: „Die Grenze zwischen den intelligenzähnlichen, aber rein assoziativen Prozessen und den wirklichen Intelligenzhandlungen ist überschritten, weil sie tatsächlich in der Entwicklung eines jeden Menschen überschritten wird. Aus dem Schatze verfügbarer Assoziationen, der von frühester Lebenszeit an sich ansammelt, erwächst allmählich jene aus den vorangegangenen Erlebnissen resultierende geistige Gesamtkraft der individuellen Persönlichkeit, die in dem Selbstbewusstsein, in der aktiven Aufmerksamkeit und in der willkürlichen Beherrschung des Vorstellungsverlaufes sich ausprägt. Und deutlich genug können wir namentlich bei dem letzteren den Einfluss des wachsenden Reichtums an verfügbaren Assoziationen, der immer zugleich mit einer entsprechenden Bereicherung der Gefühls- und Willensrichtungen verbunden ist, wahrnehmen“ (464). In dieser Auslassung ist das Problem, um das es sich handelt, verschleiert. Wie und wodurch wächst aus den Assoziationen die geistige „Gesamtkraft“? Warum erwächst sie bloss beim Menschen und nicht wenigstens auch beim höheren Tier? Ist Apperzeption (= Denken im Wundtschen Sinne) nicht etwas ganz anderes als Assoziation? Warum wird ihre Eigenart verwischt und unterdrückt, wo ihre Leistung das bestimmte Wesen von Tätigkeiten charakterisieren soll? Ist hier die „schöpferische Synthese“ nicht bereits in verhängnisvoller Weise wirksam? Kann sie aus passiver sinnlicher Erlebnisverknüpfung aktives Denken erzeugen? Gewiss nicht, und wenn sie noch so scharf als das „allgemeinste Gesetz des geistigen Geschehens“ (557) hingestellt wird. Bei Wundt fehlt es in dieser Beziehung nicht bloss an klarer Terminologie (dieser Vorwurf wird ihm ja sonst auch nicht ganz zu ersparen sein), auch seine innerste Ueberzeugung ist noch von den Nachwirkungen einer materialistischen Assoziationspsychologie durchdrungen, die ihn von der Erkenntnis des Eigenartigen und Unvergleichlichen in den geistigen Prozessen abhält. Seine Theorie des Denkens (364 f.) zeigt das deutlich; sie nimmt zudem kaum Bezug auf die neuen „experimentellen“ Untersuchungen der Külpeschen Schule. Das gilt ähnlich von der Erklärung des Wollens (258 ff., 326, 531 ff.), die in vielen Punkten zum Widerspruch herausfordert. Die Analyse der „freien“ Willenshandlung (261) ist nicht zutreffend, wie überhaupt die

Darlegungen über die Willensfreiheit (531 ff.), so sehr sie gegen den einseitigen Determinismus und die deterministische Ausbeutung der Moralstatistik Stellung nehmen, der Klarheit und Entschiedenheit entbehren. Erst recht zum Anstoss wird die Auffassung Wundts vom seelischen Subjekt. Das „Ich“ ist freilich keine Vorstellung neben anderen (280), es ist aber auch nicht bloss „die unsere physischen Erlebnisse begleitende Wahrnehmung ihres Zusammenhanges“ (280). So bekundet sich das Ich nicht in unserem Selbstbewusstsein. Wundts Erklärung ist eben nur möglich als Folge einer letztlich wohl von Hume beeinflussten Assoziationspsychologie. Ihr gehört zweifellos seine auch hier vorgebrachte Aktualitätstheorie an. „Unsere Seele“, so heisst es (564), „ist nichts anderes als der Gesamthalt unserer Erlebnisse selbst, unseres Vorstellens, Fühlens und Wollens, wie es sich im Bewusstsein zu einer Einheit zusammenfügt und in einer Stufenfolge von Entwicklungen schliesslich zum selbstbewussten Denken und freien sittlichen Wollen erhebt. Nirgends wird uns in der Erklärung des Zusammenhanges unserer Erlebnisse ein Anlass gegeben, diesen aktuellen Seelenbegriff auf etwas zurückzuführen, das nicht wieder dieser Zusammenhang des Vorstellens, Fühlens und Wollens selbst wäre. Die Fiktion einer transzendenten Substanz, von der angenommen wird, dass sie diesen Inhalt unseres Seelenlebens nur als einen äusseren Erfolg hervorbringe, der gleich einem vergänglichen Schattenbilde an dem uns unbekannt bleibenden Wesen der Seele vorüberziehe, — diese Fiktion verkennt nicht bloss das wahre Verhältnis innerer und äusserer Erfahrung, sondern sie droht auch alles, was unserem geistigen Sein Wert und Bedeutung verleiht, in einen blossen Schein zu verflüchtigen. Was in unserem Bewusstsein geschieht, ist unmittelbares Erlebnis. Als solches fordert es nirgends jene Unterstützung eines von unserer subjektiven Auffassung unabhängigen Substrates, das für die Naturbetrachtung durch den Begriff der Natur als des uns gegebenen, unabhängig von uns existierenden Inbegriffs der wirklichen Dinge notwendig wird“. Wundt hat nichts Stichhaltiges beigebracht, was seine Voraussetzung zu stützen vermöchte, dass innerhalb der Naturerfahrung die Annahme substantieller Dinge sich aufdränge, innerhalb der seelischen Erfahrung dagegen nicht. Er hat auch den bedeutsamsten Einwand, der aus der Wiedererneuerung früherer Erlebnisse gegen seine Anschauung geholt wird, nicht entkräftet (565), wenn er dies auch mit dem Hinweis auf materialistische Konsequenzen desselben versucht. Der Wert unseres geistigen Seins ist übrigens durch die Annahme einer geistigen Substanz keineswegs bedroht, sondern einzig und allein gesichert.

Würzburg.

Prof. Dr. G. Wunderle.

Theodizee.

Das Gottesbedürfnis als Gottesbeweis dargelegt. Von Otto Zimmermann S. J. Zweite und dritte, erweiterte Auflage. 8°. VIII und 218 S. Freiburg 1919, Herder.

Der Verfasser entwickelt in dieser Schrift die beiden von den Seelenbedürfnissen nach Glück und Sittlichkeit ausgehenden Gottesbeweise, die den Namen des eudämonologischen und deontologischen Gottesbeweises tragen. Was er ausführt, ist nicht neu in den Grundgedanken — in dieser Hinsicht lässt sich nichts Neues zu den herkömmlichen Gottesbeweisen sagen —, wohl aber sind seine Darlegungen neu in der Form und Fassung. Er steigt absichtlich von „der kühlen, philosophischen Höhe“ (35) herab und meidet „die schulgerechte Einlässlichkeit“ (35). Seine Absicht ist ihm voll und ganz gelungen. Vielleicht noch mehr als in seinen beiden vorausgegangenen Schriften zur Rechtfertigung (des Daseins und der Persönlichkeit) Gottes: „Ohne Grenzen und Enden“ und „Warum Schuld und Sühne?“, bewährt er sich hier als Meister einer fesselnden, anschaulichen und packenden Darstellung.

Diese Art der Schriftstellerei birgt selbstverständlich auch unverkennbare Klippen. Es besteht die Gefahr, dass über den Sentenzen und Verallgemeinerungen, Bildern und Schilderungen, die kritische Bestimmtheit und Abwägung, die spekulative Schärfe und der logische Gedankenfortschritt ins Hintertreffen geraten, oder dass die mühsame, alle Einzelheiten und Einzelschwierigkeiten der Frage berücksichtigende Kleinarbeit durch die mehr auf das Ganze schauende und den Endergebnissen siegesgewiss zustrebende Rhetorik beeinträchtigt wird. Beim Studium der vorliegenden Schrift habe ich mir in dieser Hinsicht folgende Einzelheiten angemerkt:

Die innere Verbindung der zahlreichen kürzeren Einzelabschnitte dürfte in der Darstellung noch deutlicher zutage treten; die diesbezüglichen Ueberschriften sind zwar sehr interessant und originell gefasst, verdecken aber, wie mir scheint, vielfach diese innere Verbindung und geben der Schrift mehr das äussere Gepräge essayistischer Einzelabhandlungen als einer zusammenhängenden Gedankenentwicklung; auch sind sie nicht immer adäquat zutreffend.

Einige Beispiele: 1) in Hinsicht auf den eudämonologischen Gottesbeweis (1—140): Die Abschnitte „Unendlichkeitstrieb“ (I 3) und „Ewigkeit“ (I 4) sind wohl zu einem Abschnitt unter einer Hauptüberschrift mit drei Teilüberschriften zu verbinden, da sie beide den Gegenstand des Glückseligkeitstriebes unter der gleichen Rücksicht der Unendlichkeit behandeln: Das Glück mit seinen Merkmalen der Unendlichkeit des Inhaltes und der Unendlichkeit der Dauer. Der folgende Abschnitt „Besitz der Unendlichkeit“ (I 5) ist wohl eine nähere Erläuterung des Wesens des Glückseligkeitstriebes in Hinsicht auf den eben geschilderten Gegenstand. Er dürfte deshalb, mit einer eigenen Teilüberschrift, gleichfalls unter der vorausgegangenen Hauptüberschrift, unterzubringen sein. Die folgende Ueberschrift „Ruhe“ (I 6) dürfte einen bezeichnenderen Platz zu machen haben.

2) Zum Aufbau des sittlichen Gottesbeweises (141—200). Man kann diesen Aufbau in analytischer oder synthetischer Weise vollziehen. In analytischer Weise dadurch, dass man Gottes Wesen in die Merkmale der Allheiligkeit, Allgerechtigkeit, Allwissenheit, Allmacht und Ewigkeit analysiert und dann den Nachweis liefert, dass nur die Annahme eines solchen Wesens als des Urbildes, als des Gesetzgebers, des Garanten, Hüters und Sanktionierers des Sittengesetzes letzterem jene Allheiligkeit, Allvernünftigkeit, unendliche Wertigkeit, allverpflichtende Kraft und souveräne Herrschaft zusichert, die ihm unsere schlussfolgernde Vernunft auf Grund der Zeugnisse bzw. Beschaffenheiten unseres menschlichen Gewissens mit einleuchtender Notwendigkeit zuerkennen muss. Die synthetische Methode hingegen nimmt ihren Ausgang vom menschlichen Gewissen; sie stellt fest den Charakter und die Wesensmerkmale des im menschlichen Gewissen vorfindbaren Sittengesetzes und der sittlichen Nötigung zur Erfüllung dieses Sittengesetzes, erörtert die Ursprungsmöglichkeiten dieser psychischen Zuständlichkeiten und gelangt schliesslich zu einem persönlichen, allwissenden, allheiligen, allgerechten, unendlich wertvollen, allmächtigen Wesen, das wir Gott nennen. Ich konnte den Eindruck nicht los werden, dass der Verfasser diese beiden, in ihrem Zielpunkt gleichen, aber in ihren Ausgängen und Bahnen doch so verschiedenen Wege nicht scharf genug auseinander gehalten habe. — Bei einer Anzahl von Behauptungen und Sentenzen usw. hat der Künstler über den vorsichtigen, kritischen Philosophen den Sieg davongetragen.

Die Schrift verdient wärmstens Anerkennung, einmal wegen der oben gerühmten formellen und stilistischen Vorzüge, sodann auch besonders wegen der eingehenden und überaus geschickten Berücksichtigung der neueren und neuesten Literatur. In dieser Hinsicht macht allein schon die Blütenlese von Zitaten aus Philosophen, Ethikern, Dichtern usw. das Studium der Schrift nicht bloss zu einer sehr genussreichen, sondern auch stark überzeugenden Gedankenarbeit.

F u l d a.

Dr. Chr. Schreiber.

Der Sinn des Leidens. Vorträge von A. Worlitscheck. Freiburg i. B. 1919, Herder.

Die Behandlung des Leidens kann sich eine zweifache Aufgabe stellen: sie will entweder belehren oder sie will trösten. Im ersten Falle unternimmt sie eine Theodizee, sucht die göttliche Weltregierung, in der das Leiden eine so gewaltig erschreckliche Rolle spielt, gegen Zweifler und Pessimisten zu rechtfertigen, im anderen Falle gibt sie den schwer von Leiden heimgesuchten Adamskindern Trostgründe an die Hand. Beides lässt sich nicht ganz von einander trennen. Denn die Erkenntnis, dass das Leiden von einer gütigen und weisen Vorsehung verhängt wird, bietet schon einen mächtigen Trostgrund, und wenn man mit dem Vf. im Kreuze Christi die letzte Lösung des Problems findet, so kann es auch für den Christen keinen mächtigeren Impuls zur geduldigen, ja freudigen Ertragung auch der schwersten Leiden geben.

Der Vf. hatte aber vorwiegend die erste Aufgabe im Auge. Es war ihm „in der Hauptsache darum zu tun, mit grundsätzlicher Schärfe und Deutlichkeit die Wahrheit herauszuarbeiten, dass ein planmässiger Sinn im Leiden liege. Er wollte, wenn

die Formulierung erlaubt ist, etwas wie ein System der christlichen Lebensphilosophie und -theologie entwerfen, ohne die lückenlose Durchdenkung eines Gegenstandes zu beanspruchen, über den sich seit Jahrtausenden die Besten und Tiefsten die Köpfe zersonnen haben“. Ausdrücklich erwähnt er aber, dass er auch Trost, gerade in unserer so hart bedrängten Zeit, bieten will. Er „enlässt seine Ausführungen in eine leidengefolterte Welt in der Hoffnung, dass sie in einigen Leidensgenossen Licht-, Kraft- und Trostquellen werden könnten, die sie ihm selbst im langen ernsten Ringen mit dem Leidensproblem geworden sind“. Die praktische Absicht zeigt sich auch darin, dass die einzelnen Vorträge sich an die Sonntage der Fastenzeit bis Ostern sinnreich anschliessen. Es sind sozusagen Predigten. Aber Predigten in höherem Stile. Trost und Stärkung bringt man wirksamer durch einfache nüchterne Zusprache, dagegen ist die Darstellung des Vfs. eine überaus glanzvolle, ein Strom von Beredsamkeit. Farbenreiche Bilder, Vergleiche, geistreiche Wendungen aus allen Gebieten des Lebens und auch der Wissenschaften, bringen die Sprache der Poesie näher als der Prosa! Aber die logische Schärfe wird dadurch nicht beeinträchtigt, der Schmuck bringt die Gedanken den Hörern, die in unserer Zeit darin sehr verwöhnt sind, näher. Aesthetische Motive, wie sie oft in der Theodizee geltend gemacht werden, hat der Redner nur spärlich verwandt, sie können einem Leidenden nur wenig Trost spenden. Wenn man z. B. darauf hinweist, dass der Künstler zweckmässig Licht und Schatten miteinander vereinigt, das Licht durch den Schatten hebt, klingt es für den, welchem „der Schmerz die Krallen in die Seele schlägt“, fast wie ein Hohn, wenn er den Schatten in diesem Kunstwerke repräsentieren soll.

Der Stoff zergliedert sich in 7 Vorträge. 1. Auf Sonntag Quinquagesima, Leidenswertungen im Anschluss an die Worte des Herrn: „Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem . . .“ 2. Sühnewerte, am 1. Fastensonntage. 3. Geisteswerte, am 2. Fastensonntage. 4. Sitliche Werte, am 3. Fastensonntage. 5. Gemütswerte, am 4. Fastensonntage. 6. Urchristliche Werte, am Passionssonntage. 7. Jenseitswerte.

Man sieht, der Redner geht stufenweise vor, die Motive werden immer stärker, bis die urchristlichen und die Jenseitswerte den rhetorisch schön abgemessenen Beweisgang krönen, wodurch ein durchschlagender Erfolg erzielt werden muss. „Der Höchste hat das Höchste gelitten in der höchsten Leidensform und Leidensgesinnung . . . Von diesem Höhenstandpunkt aus müssen wir unser grosses Leid betrachten und belichten. Und der Sinn des Leidens enthüllt sich in der vollkommensten und tiefsten Weise und dieses qualvolle uralte Rätsel des Schmerzes in der befriedigendsten Form“.

„Von diesem Hochgipfel aus — sub specie aeternitatis — im Lichtschein der Ewigkeit müsst ihr euer Leid betrachten, geplagte Kinder der Zeit! Von diesem Gipfel aus gewinnt man erst wie von den Bergen der Erde aus den freien, umfassenden Ueberblick über das Lebensrätsel und den tiefen Einblick in seine Bedeutung. Sub specie aeternitatis, unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit, werden die Masse und Werte der Täler umgewertet, berichtigt, gewinnt man das rechte Augenmass“.

Eine in formeller wie inhaltlicher Beziehung so vollendete Behandlung des Leidens wird ihren Zweck nicht verfehlen. Doch bewegt sich dieselbe in

so idealen Höhen, dass sie ein gewähltes Auditorium voraussetzt. Nun als Stadtpfarrprediger in München stand dem Vf. vielleicht ein solches zu Gebote.

Vielleicht ist jedoch die Auffassung des Vfs. manchmal etwas zu optimistisch. So wenn er dem Weltkriege eine so hohe Bedeutung für sittliche und Gemüthswerte zuschreibt. Mit mehr Recht kann man das Gegenteil behaupten. Die Guten sind wohl besser geworden, aber die Lauen und Bösen viel schlimmer. Es zeigt sich mehr kalte Grausamkeit als Mitleid, selbst Christen fangen an, an der Vorsehung und an Gott zu zweifeln.

Doch bemerkt er auch gelegentlich, dass die Leidenswerte nur von denen verstanden werden, die sie verstehen wollen.

Bei der Begründung der Sühnewerte hätte ich eine tiefere Aufzeigung des inneren Zusammenhanges zwischen Schuld und Sühne gewünscht. Die Sühne ist eine von der Gerechtigkeit geforderte Reaktion gegen die Sünde. Der sündige Wille hat sich über seine Stellung erhoben, er muss, um Ordnung zu schaffen, so weit herabgedrückt werden unter seine Stellung, als er sich über dieselbe erhoben hat; er muss etwas leiden, was er ohne Sünde nicht brauchte, er hat ein unerlaubtes Gut genossen, es muss ihm ein erlaubtes entzogen werden, bzw. er muss ein entsprechendes Uebel erleiden.

Doch im grossen und ganzen wird hier ein wertvoller Beitrag zur Einsicht in den Sinn des Lebens geboten. Aber ist wirklich damit alles Dunkel, in das das Leidensproblem gehüllt ist, aufgehellt? Ich glaube nicht. Es wäre viel zutreffender, von einem Leidensgeheimnis als einem Leidensproblem zu sprechen. Wie sollen wir es mit einer weisen und gütigen Vorsehung vereinigen, dass manchmal die Leiden so mannigfach und ungeheuer schwer auf einen Menschen einstürmen, dass er körperlich, seelisch und moralisch unter ihrer Last zusammenbricht? Von den Leidenswerten hat er kaum eine Ahnung, wenigstens kennt er sie so schlecht, dass sie ihm keinen Halt bieten können. Wie wollen wir es erklären, dass die Leiden in solchem Uebermass auf der Menschheit lasten, dass durch dieses Uebermass so viele dem Verderben verfallen, während durch eine Milderung alle die Leidenswerte gewahrt blieben und Unzählige dabei gerettet würden, die jetzt verloren gehen. Diese und ähnliche Unbegreiflichkeiten gehören zu den Geheimnissen der göttlichen Weltregierung. Und gerade diese Geheimnisse sind, wie einmal ein grosser Theologe, P. Kleutgen, bemerkte, schwerer zu begreifen als selbst das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Auf die eben gestellten Fragen drängt sich mir aus unserer gegenwärtigen Zeilage eine Antwort auf: die Vorsehung musste ein so furchtbares Meer von Leiden über die Menschheit verhängen, um den menschlichen Hochmut zu dämpfen. Die ganze entsetzliche schwere Zeilage scheint von der Vorsehung data opera zu unserer Verdemütigung herbeigeführt zu sein. Wir werden geradezu mit Füssen getreten. Und doch, hat sich der Hochmut auch nur um ein Haar breit gemässigt? In der Wissenschaft dieselbe stolze Ablehnung der christlichen Demut, die Unabhängigkeitserklärung des Ich und seine Verherrlichung als Mittelpunkt alles Strebens. Unter den Massen des Volkes dieselbe, ja noch schlimmere Unbotmässigkeit und von Gott abgewandte Genussucht usw. Wenn aber so schreckliche Schicksalsschläge die unbändige Ueber-

hebung des Geschöpfes nicht bezwingen konnten, was wäre von diesem rebellischen Geiste zu erwarten, wenn ihm alles nach Wunsch geschähe?

Dagegen wird man einwenden, diese Ueberhebung des Menschen sei mit seiner geistigen Natur gegeben. Die Vorsehung brauchte ihm nur eine bessere Natur zu geben, da waren solche harte Massregeln nicht nötig. Das ist derselbe Einwand, den man gegen die Vorsehung wegen der grenzenlosen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes macht. Auch hier muss man sagen: Wenn der Mensch, der sich doch als Sklave seiner Leidenschaften, als erbärmlicher Sünder anerkennen muss, dadurch sich nicht von seinem Hochmut abbringen lässt, was würde geschehen, wenn er mit grösster Leichtigkeit seine verkehrten Triebe bezähmen könnte? Gott hat dies beim ersten Menschen versucht, und auch da hat der Hochmut gesiegt, und gerade weil es ihm zu gut ging. Wenn Gott in anderer Weise als durch Leiden und Demütigung den Menschen in Botmässigkeit erhalten soll, dann muss er sich zum Sklaven desselben machen. Auch bei der sorgfältigsten Ausstattung kann er sündigen und sündigt er, also müsste Gott noch mehr Hilfsmittel geben, bis es dem Menschen beliebte zu gehorchen. Es ist ein weises Gesetz der göttlichen Weltregierung, dass sie die Geschöpfe zur Erreichung ihres Zieles selbst wirken lässt, insoweit als sie dazu befähigt sind, und nicht alles für sie tut. Er ehrt sie ja damit, er legt ihr Heil in ihre Hände, macht sie zu Herren ihres Schicksals. Nun gibt es aber kein wirksameres Mittel, den Menschen zu seinem Endziel zu führen, als das Leiden. Also musste die Vorsehung es in ihre gütige und weise Leitung der Geschöpfe aufnehmen. Zu Zeiten, da noch die obersten Stände regierten, hat man das Sprüchwort geprägt: *Rustica gens optima flens, pessima ridens*. Richtiger würde es lauten: *humana gens optima flens, pessima ridens*.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.